

III

Es hieß Eulen nach Ertingen oder ganz allgemein ins Oberland tragen, wollte ich den Namenforscher Michael R. Buck mit einem ausführlichen Beitrag vorstellen und würdigen. Bereits die in den siebziger Jahren des vergangenen Jahrhunderts veröffentlichten Aufsätze machen ihn als unbestrittene Autorität auf diesem wissenschaftlichen Terrain erkennbar. 1880 erschien sein „Oberdeutsches Flurnamenbuch, ein alphabetisch geordneter Handweiser für Freunde der deutschen Sprach- und Kulturgeschichte, namentlich auch für gebildete Forst- und Landwirthe“ (die 2. verbesserte Auflage wurde übrigens erst 1931 von Fritz Seuffer in Bayreuth herausgegeben). Neben seinen Studien zu schwäbischen und alemannischen Forschungsfeldern beschäftigte er sich auch sehr intensiv mit romanischen Benennungstraditionen und ihrer Problematik. Wichtige Ergebnisse konnte er in der Zeitschrift *Alemannia* (12. Band) unter dem Titel „Rätische Ortsnamen“ publizieren. In diesem Beitrag, den auch namhafte Romanisten hoch einschätzten, äußert er sich zu seiner Methode: „Die rätischen Ortsnamen müßten daher . . . stets an der Hand der Grammatik der rätoromanischen Mundarten (im weiteren Sinne) untersucht und so in ihre ursprüngliche Form zurückgebracht werden. Hierbei kann man selbstredend der urkundlichen Zeugen, der Lesarten dieser Namen in den Diplomatarien nicht entraten. . . . Wo die Urkunden schweigen, müßten wir uns mit der Vergleichung

analoger Formen in den nächstverwandten Idiomen behelfen und aus den Namen der Schwestervölker auf das zu untersuchende Objekt ein Licht zu werfen trachten.“ Diese Methode der Namenforschung hat bis heute Gültigkeit. Bestätigung finden wir in zahlreichen Dissertationen aus der „Tübinger Schule“ Karl Bohnenbergers und Helmut Dölkers. Zur Auswertung von Urkunden und Katasteraufzeichnungen gehört nach dem Buckschen Vorbild immer die Berücksichtigung dialektaler Aussprache.

IV

Der Volkskundler Michael Richard Buck, Arzt und Fachwissenschaftler aus Neigung. Ich habe versucht, dem Mann gerecht zu werden. Wie so oft bei derartigem Unterfangen kommt Annäherung zustande. Aber ich meine aufgezeigt zu haben, daß die Beschäftigung mit oberschwäbischer Volkskultur die Beschäftigung mit den Arbeiten Michael R. Bucks einschließt. Die Voraussetzung dafür ist noch nicht ganz gegeben. Es wäre an der Zeit, die instruktivsten Aufsätze des Ertinger Bauernsohns in einem Sammelband zu veröffentlichen „zum Gebrauche“ der Fachleute und der Oberschwaben.

1 Dieses und die folgenden Briefzitate verdanke ich der grundlegenden Untersuchung von Rudolf Schenda „Michael Richard Buck“ in: Hermann Bausinger et al. (Hrsg.) „Zur Geschichte von Volkskunde und Mundartforschung in Württemberg“, Helmut Dölker zum 60. Geburtstag, Tübingen 1964, S. 118ff.

Ludwig Fahrenkrog — eine Zwischenbilanz

Zum 30. Todestag am 27. Oktober 1982

Von Dieter Buttschardt, Biberach

Der dreißigste Todestag eines heute fast Vergessenen, der zu Lebzeiten so viel galt, daß sogar Straßen nach ihm benannt wurden, darf Anlaß sein, sich seiner Gestalt wieder zu nähern und die Frage zu stellen, ob unsere Nichtachtung nur Folge der Unkenntnis ist, in die wir mittlerweile geraten sind. Die Bilder des Malers Ludwig Fahrenkrog führen heute in privaten Sammlungen ein unkommentiertes Dasein, auch wenn ihre Besitzer ihnen uneingeschränkte Bewunderung entgegenbringen. Seine für die Öffentlichkeit bestimmten Werke sind in ungewöhnlichem Ausmaß den Kriegsfolgen zum Opfer gefallen, und was in Museen und Galerien von ihm überliefert ist, wird manchmal fast schamhaft versteckt. Seine Dichtungen im Gewand eines vom Jugendstil inspirierten Buchschmucks sind verschollen; sein Denken erscheint unzeitgemäß; seine rastlose Gottsuche wirkt heute seltsam verstiegen. Daß

er auch komponiert hat, erfuhr und hörte man erst jüngst bei den in Biberach veranstalteten Gedächtnisfeierlichkeiten.

Über 20 Jahre lebte dieser universal tätige Geist in Biberach, aber die Allgemeinheit weiß nicht mehr viel von ihm, obwohl er unter uns in Kind- und Kindeskindern lebendig ist und obwohl seine Tochter in der Biberacher Memminger Straße sein Erbe in Treue bewahrt. Und es gibt auch auf dreißigjährigem Abstand genug Zeitgenossen, die sich an diesen Mann, seine Erscheinung, sein Atelier noch gut erinnern.

Der dies schreibt, wurde als Siebzehnjähriger einmal aufgefordert, im Fahrenkrog'schen Atelier bei einer häuslichen Taufe am Instrumentenpult mitzuwirken. Diese Taufe vollzog sich ohne Pfarrer und Gebet. Der alte Maler saß als ehrwürdiger Patriarch in der Mitte des mit riesigen mythologischen Gemälden geschmückten Raums, um ihn die zahlreiche Sippe, in der Ecke das bescheidene jugendliche

Streichquartett, das mehr schlecht als recht mit Musik aus Glucks „Alceste“ den Rahmen lieferte. Es war etwas Altrömisches an diesem Vorgang: durch feierliches Aufheben nahm der Sippenälteste den jüngsten Sproß in den Schoß der Familie auf, in Vollzug eines Brauches, der ähnlich schon in der Antike geübt wurde. Obwohl ich diese Dinge aus meinem Lateinbuch kannte, wirkte diese Szene in Biberachs Gartenstraße auf mich doch irgendwie fremd und esoterisch.

In der Tat: Fahrenkrog war in vieler Beziehung ein Außenseiter, und darin liegt vielleicht der Grund, daß er den Rückzug in die Biberacher Provinz, eingeleitet durch die Eheschließung seiner jüngsten Tochter, als ihm gemäßes Schicksal akzeptierte. Dabei muß er in der Fülle seines Wirkens zwischen 1900 und 1940 eine künstlerische Kraft von großer Ausstrahlung gewesen sein. Es gab einen eigenen Fahrenkrog-Verlag, eine Fahrenkrog-Gesellschaft (die heute als kleiner Freundeskreis mit Zentrum in Nordrhein-Westfalen weiterlebt), und es gab Liebhaberausgaben seiner Dichtungen. Seine Bilder wurden in Zeitschriften reproduziert, und die Welt seiner Ideen trat an die Öffentlichkeit gleich in mehrbändiger Form („Gott im Wandel der Zeiten“, Wilhelm Hartwig Verlag, Leipzig 1922ff.). Stets stattete Fahrenkrog seine Publikationen mit Bildern und Vignetten von eigener Hand aus. Wie Richard Wagner, mit dem ihn manches verbindet, strebte er



Selbstbildnis (1912)

nach dem Gesamtkunstwerk. In seiner künstlerischen Vielseitigkeit (es sind auch Skulpturen und Möbelentwürfe von ihm überliefert) stellt er sich so manchem bekannten Namen des 19. Jahrhunderts zur Seite, von Max Klinger über den schon erwähnten Richard Wagner, Gottfried Keller, Adalbert Stifter, E. T. A. Hoffmann bis zurück zu Goethe. Die heutige Wertung betont mit Recht sein malerisches Werk. Hier bewies er eine technische Virtuosität, die keine Probleme zu kennen schien.

Hier fand er auch von Anfang an höchste Anerkennung. Der gebürtige Rendsburger, der hätte Lehrer werden sollen, aber seinen Kopf durchsetzte und lieber in Hamburg als Dekorationsmaler begann, holte sich an der Berliner Kunstakademie mühelos jeden Preis, zuletzt auch den, der mit einem kostenlosen Studienaufenthalt in Italien verknüpft war. Der Historienmaler Anton von Werner war der berühmteste unter seinen Lehrern. Seit 1893 war Fahrenkrog selbst Lehrer an der Kunstschule Barmen, im Fach „figürliches Zeichnen und Komposition“, zuletzt als Professor, von seinen Studenten als „Vater“ verehrt, eine Bezeichnung, auf die er sich viel zugute tat. Er hat über 1000 Bilder hinterlassen, vom monumentalen Fresko mit 44 m² Fläche bis zum schnell hingeworfenen Bleistiftporträt.

Kennt man seine Werke und besucht einmal jenen Haupt-Tempel des wieder in Mode gekommenen Jugendstils, die Stuck-Villa in München, so sind die Parallelen ganz überraschend. Fahrenkrogs Prägung stammt aus jener Zeit, als kein Künstler an den synkretistischen, christlich-heidnisch verwickelten Mythologien Richard Wagners vorbeikam, als der Symbolismus der Böcklinschüler die realistische Welt der Braith und Mali überlagerte und sich dem Impressionismus eines Max Liebermann zur Seite stellte, mit neuen Themen und Techniken, vor allem übrigens auch mit neuen Rahmungen. Gleichzeitig mit ihren mythologischen Fantasien widmeten sich die Künstler der Stuck-Generation aber auch der raffiniertesten Porträtmalerei, denn hier kamen sie ja auch eher zu Geld als bei der Wiedergabe ihrer inneren Gesichte. Franz von Stuck, dessen Schaffen eben jetzt wieder Urständ feiert, war, wie sein jüngerer Zeitgenosse Fahrenkrog, ein Vielfachtalent. Sein preisgekrönter „Wächter des Paradieses“ ist, mit seiner umgedeuteten christlichen Thematik, mit der Symbolik des Flammenschwerts und der ausgeprägten Farbigkeit, aus Biberacher Sicht nichts anderes als eine Präfiguration Fahrenkrogs. Wie Stuck war auch Fahrenkrog ein Meister des Kinderbilds wie des Porträts überhaupt, wofür die Jubiläumsausstellung in der Biberacher Stadthalle mit ihren vielen Gerster-Bildnissen einen überzeugenden Beweis geliefert hat. Stuck in München und Fahrenkrog in Berlin und Barmen haben wohl kaum nähere Kon-

takte gehabt, aber sie standen beide ganz im Zeitstil der wilhelminischen Epoche. Gewiß bevorzugte Stuck eher Motive der klassischen Antike, während Fahrenkrog schon früh die germanische Sagenwelt zum Vehikel seiner Ideen erkor. Aber beide wurzeln auch stark in der Welt der Bibel, und beide wollen in ihrer Symbolik Gedankliches verkünden. Der Maler ein Philosoph, ein Ethiker, ein Kündler – so hat Fahrenkrog sich und seine Rolle verstanden.

Die Malerei war ihm in erster Linie ein Medium, seine inneren Vorstellungen, sein Grübeln und Kreisen um Gott anderen mitzuteilen. Das Bild ergänzt hier das Wort und umgekehrt. Während aber seine Malerei immer sehr konkret und scharf umrissen geblieben ist – in bewußtem Gegensatz zu den abstrahierenden Tendenzen des 20. Jahrhunderts – vermißt man in seinen literarischen Aussagen solche Genauigkeit der Konturen. Noch mehr als in der bildenden Kunst erweist er sich hier in der Wahl seiner Anknüpfungen als ein Abkömmling Richard Wagners, und sein rhapsodischer, aphoristischer Stil erinnert gar an Nietzsches „Zarathustra“. Seine vier Dramen „Baldur“ (1908), „Wölund“, „Nornegast“ und „Godentochter“ sind als Tetralogie eine vielleicht unbewußte Nachahmung der Wagnerschen Großform. Obwohl in ihren Handlungen einzeln abgeschlossen, spielen sie doch alle vier in der Welt des Nordens, in einer mythischen Urzeit voller symbolhafter Bezüge. Opernhafte ist unverkennbar – es gibt „Chöre der Jungmänner und Jungfrauen“, und im Text bemüht sich Fahrenkrog auf Wagners Spuren um die Nachschöpfung altnordischer Stabreimdichtung, etwa, wenn er in der „Godentochter“ die schwertgegrüßten Jünglinge singen läßt: „Hei, junger Mut, nun schwinde die Wehre, Heil dir zu Häupten – Schicksal und Macht – Heute ein Spiel nur – morgen der Ehre, Leben und Lassen beschließende Schlacht.“

Die irrationale Reihung großklingender Worte ist nicht untypisch für den lyrischen Pomp dieser epigonenhaften Dramensprache, bei der vieles entlehnt erscheint, zum Beispiel, trotz des nordischen Sujets, aus der Lutherbibel, aber auch von Emmanuel Geibel oder gar aus damaligen Tagesprodukten wie dem berühmten „Weserlied“.

Fahrenkrogs Dramenfiguren stellen elementare Kräfte dar. Der Autor scheut nicht die scharfen Kontraste. Wie bei Wagner erscheinen hochgemute Helden, faustische Menschen voll hehren Willens, denen feige, materialistisch gesinnte Neidlinge „mit unangenehmem Genick“ in den Weg treten. Die positiven Gestalten sind Kämpfer und Denker zugleich, und sie heben sich über die Menge der „anderen“ ins Mythische empor. Fahrenkrog geht davon aus, daß diese „einfachen Urmenschen“ den überlegenen „Geistesmenschen instinktiv anerkennen“. Seine Dramen proklamieren das Vorrecht

einer durch die Kraft des Willens und die Gabe der Vision ausgezeichneten Elite. Daß er sie blond und blauäugig haben will – seine Regieanweisungen sind darin sehr ausführlich! – hat ihm später nicht gerade gutgetan. Nietzsches Übermensch geistert durch diese Stücke. Ihre Theaterwirksamkeit mag bezweifelt werden, denn es handelt sich ja um Gedanken-dramen, um die szenische Darstellung von Grundkräften und Prinzipien, und sie interpretieren insofern Fahrenkrogs gleichzeitige Prosaschriften. Aber sie wurden tatsächlich auch aufgeführt, wobei der Dichter eigenhändig die Kostüme entwarf.

Schon 1906 hatte er unter dem Titel „Geschichte meines Glaubens“ ein in zehn Jahren zusammengedachtes Brevier seiner Weltanschauung veröffentlicht. Wer dahinter eine autobiographische Skizze erwartet, sieht sich allerdings enttäuscht. Fahrenkrog unternimmt hier vielmehr unter abstrakten Stichworten eine philosophische Auseinandersetzung mit den verschiedenen Religionen. Er diskutiert ernsthaft die Seelenwanderung, befaßt sich aber auch mit der abendländischen Philosophie (eines seiner nachschaffenden Porträts ist Kant gewidmet!). Immer wieder aber kehrt er zur Gestalt Christi zurück. Es ist schließlich kein Zufall, daß sein erster großer malerischer Erfolg (1893) eine „Kreuzigung Christi“ war. Zum Skandal der Kirche und



Der Prophet



Die jüngste Tochter vor der Staffelei des Vaters

der Kunstkollegen stellte er den Erlöser bartlos dar, als einen lichtbringenden Helden, dem Gott Baldur ähnlich, der, wie umgekehrt Luzifer, eine Zentralgestalt seiner Vorstellungswelt ist. Christus ist für ihn ein Übermensch, mit göttlichen Attributen wie seine Dramenfiguren, die ja meist durchsichtig verkleidete Götternamen tragen. Nur ein Schritt noch, und Fahrenkrog fühlt sich selbst in Gott und mit Gott; seine Aufforderung zur Selbsterlösung wendet sich offen gegen ein christliches Hauptprinzip.

Nach dem Ersten Weltkrieg ruft er dem darniederliegenden Deutschland Verse zu, in denen sich seine eigene Lebenserfahrung im Kampf mit einem widrigen Schicksal ausdrückt: „Entronnen bin ich deiner harten Klammer: Jetzt bin ich Hammer!“

In jener Zeit, in der sich so viele und vielfältige Bünde und Kreise neu formierten, sammelte sich um den Propheten der Selbsterlösung eine „Germanische Glaubensgemeinschaft“, deren „Hochwart“ der Meister wurde. Insofern ist seine Rolle wieder einmal sehr zeittypisch. Wenn etwa der Gral als Symbol der Reinheit und der Läuterung in seinen Bildern erscheint, dann darf man doch daran den-

ken, daß auch die gleichzeitig aufkommende Steinersche Anthroposophie dieses Thema kennt. Und was den Personenkult anlangt, so sehen wir auch Stefan George damals von Jüngern umgeben, für die ihr Meister als unvergleichbar über jede Kritik erhaben ist. Auch Fahrenkrogs Freunde nehmen für ihn – bis heute – diesen Rang in Anspruch; sie verehren ihn als ihren „Lebensmeister“. Der Kult des schönen, starken, helllichtigen Edelmenschen, der hier betrieben wurde, hatte auch Anklänge an die Freikörperbewegung. Es ist bezeichnend, daß eine der ersten Biografien Fahrenkrogs im „Verlag der Schönheit“ (Dresden) erschienen ist.

Der Malerdichter fühlte sich in dieser Zeit ermutigt, nun das erwähnte mehrbändige Werk über die Gestalten des Gottesbegriffs herauszugeben. Auch diesmal handelte es sich nicht um eine systematische Darlegung, sondern um eine Umschreibung seiner eigenen Bilderwelt, die er durch Reproduktionen seiner Gemälde illustrierte. „Der Weg zum Licht“, wie eines von ihnen heißt, könnte als Motto über diesen Bänden stehen. Man täte Fahrenkrog unrecht, wenn man ihm zumuten würde, er habe an die Realpräsenz der von ihm so oft beschworenen Germanengötter geglaubt. Er versuchte einfach, sich in einem weiteren Sinne klarzumachen, „was die Welt im Innersten zusammenhält“.

Es konnte freilich nicht ausbleiben, daß er in den dreißiger Jahren mit dieser seiner germanischen Aura in die Gefahr politischer Mißdeutung geriet. Zwar betonte er immer, die von ihm verwendete Swastika erscheine in der umgekehrten Form des gebräuchlichen NS-Symbols, und als er zu Beginn des Dritten Reichs in Mannheim eine Ausstellung veranstalten wollte, wurde sie von Goebbels verboten. Aber das von ihm verkündete Menschentum – unchristlich, kämpferisch, nordisch bis ins äußere Detail – eignete sich eben doch sehr für gewollte Verwechslungen, besonders wenn man dabei von dem religiösen Hintergrund des Fahrenkrogschen Denkens absah.

Inzwischen hatte er sich, nach seiner Emeritierung von der Kunstschule Barmen, 1932 nach Biberach zurückgezogen. Es ist gar kein Zweifel, daß er, der sich, fernab von der Läßlichkeit des Südens, so sehr als Norddeutscher empfand, sich in Biberach durchaus wohl fühlte. Seine hier wohnenden Anverwandten, Adolf Gerster und Alexander Law von Volborth, Kunstfreunde und Künstler, gaben ihm die Anregungen, die er brauchte. In Biberach fand er Raum zu jenen rastlosen Wanderungen in Wind und Wetter, die er so liebte. Sehr zur Verlegenheit des gut katholischen Bürgermeisters Hammer band er das Vermächtnis seiner mythologischen Großbilder an diese Stadt. Zwar ließ sein Hörvermögen allmählich nach, und auch das Augenlicht wurde schwächer, aber er blieb weiter rastlos tätig und erlebte auch die Genugtuung, daß sich allmählich wieder ein

Kreis von Verehrern um ihn sammelte. Vor allem aber wurde es ihm zuteil, in heiterer Geselligkeit, im Schoß seiner wachsenden Familie die so geliebte Vaterrolle voll auszuüben. Gerade diesem familiären Umkreis schenkte er eine Menge lebensvoller Porträts, deren zeitdokumentarischer Wert heute

vielleicht noch gar nicht erkennbar ist. Das zurückliegende Treffen seiner Anhänger hat jedenfalls eine starke Nachwirkung bezeugt, die bis nach USA und Frankreich reicht. Dem außenstehenden Betrachter bleibt allerdings die Frage, ob das von ihm verkündete Menschenbild heute noch vollziehbar ist.

In memoriam Dr. Siegfried Krezdorn

Ein bedeutender Oberschwabe

Von Martin Gerber, Biberach

Am 12. Oktober 1982 ist der Landeshistoriker Bürgermeister a. D. Dr. Siegfried Krezdorn im Alter von 67 Jahren in seiner Heimatstadt Bad Schussenried plötzlich verstorben. Mit ihm ging eine Persönlichkeit Oberschwabens dahin, die von der reichen christlichen Tradition dieser Landschaft geprägt war – ein Mensch, der im Stillen gewirkt und nie Aufsehen von seiner unermüdeten Arbeit machte. Dr. Krezdorn studierte nach der Reifeprüfung an den Universitäten in Berlin, Königsberg und Tübingen Geschichte und Volkswirtschaft und setzte sich nach dem Ende des Krieges, das er als Schwerbeschädigter erlebte, mit ganzem Herzen für einen kulturellen und wirtschaftlichen Neuanfang in Oberschwaben ein. So war er von 1947 bis 1952 Abgeordneter der Christlich-Demokratischen Union des Landtags Württemberg-Hohenzollern und von 1948 bis 1953 Bürgermeister der Stadt Bad Waldsee. Dieses Amt mußte er 1953 infolge eines schweren, unverschuldeten Dienstunfalls aufgeben. Als Bürgermeister legte Dr. Krezdorn den Grundstein zur Entwicklung der Stadt als Moorbad. Auch die in Bad Waldsee bestehende „Schwäbische Bauernschule“, die heute weit über die Grenzen des Landes hinaus bekannt ist, wurde auf seine Initiative gegründet. Dr. Krezdorn trug von 1953 an das schwere Schicksal eines an den Rollstuhl gebundenen Kranken mit beispielhafter Kraft. Nie beklagte er seinen Zustand, im Gegenteil, er nahm sein Leiden mit großer Geduld hin, ohne seine Mitmenschen mit Klagen zu belasten. Aus seiner großen menschlichen Einstellung und einem tiefen religiösen Empfinden heraus schöpfte er die Kraft, im Leben nicht zu verzagen und einen neuen Sinn in der Erforschung der Geschichte seiner Heimat zu finden. Auf diesem Gebiet schuf er vieles mit Erfolg. Seine Arbeit galt vornehmlich der Geschichte der Städte und Gemeinden und ihrer Herrschaften im süddeutschen Raum, von den ehemaligen vorderösterreichischen Landen bis weit hinunter nach Südtirol. Er schrieb mehr als 200 Veröffentlichungen sowie Hörfolgen und Hörspiele. In seinen Lebensbildern brachte er viele be-

deutende Oberschwaben, die an herausragenden Stellen in Kirche, Politik und den Medien des In- und Auslands für ihre Zeit Bedeutendes leisteten, die aber heute längst vergessen sind, durch seine Forschungen wieder in Erinnerung. Seine letzte Arbeit, die Geschichte des Prämonstratenserklosters und der Stadt Bad Schussenried mit ihren meist zur Klosterherrschaft zählenden Gemeinden und Weilern (sie soll anlässlich des 800-Jahr-Jubiläums 1983 erscheinen), stellte er bis auf wenige Teile fertig. In Zusammenarbeit mit dem Staatsarchiv war er freier Mitarbeiter der Landesbeschreibung und korrespondierendes Mitglied der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg. Der Landkreis Biberach verdankt ihm neben vielen Aufsätzen die Ortsgeschichten von Dettingen/Iller und Schemmerhofen. Als Mitglied der Gesellschaft für Heimatpflege (Kunst- und Altertumsverein) war er ständiger Mitarbeiter der Halbjahreszeitschrift Biberacher Heimatkundliche Blätter und der Beilage „Zeit und Heimat“ der Schwäbischen Zeitung. Der Tod setzte seinem emsigen Schaffen ein jähes Ende und hinterließ eine große Lücke. Man nimmt Abschied von einem bedeutenden Oberschwaben und Landsmann, der trotz großen Leides und vieler Schwierigkeiten sein Leben meisterte und erfüllte. Wir verlieren in ihm einen erfahrenen, fleißigen Mitarbeiter und einen herzensguten Menschen.

